

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

85 (12.4.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Theater und Musik

Badisches Landestheater

Neueinstudiert: Hoffmanns Erzählungen

Unsere Oper steht im Zeichen der Romantik. Dem Werberischen Freischütz folgten „Hoffmanns Erzählungen“ und eine Neueinstudierung des „Fliegenden Holländer“. Alle drei Werke sind typische Schöpfungen der Romantik. In ihnen kommt das weientliche Merkmal dieser Literaturperiode zum Ausdruck: die Verbundenheit der Menschen mit übernatürlichen Mächten und seine Sehnsucht nach Erlösung. Romantik und Musik hängen eng miteinander zusammen. Was das Wort nicht auszudrücken vermag, was halben Andeutungen nur unvollkommen gelingen kann: die Verlebendigung einer märchenhaften, geheimnisvollen, von Grauen durchwobenen Stimmung, das ist die dankbare Aufgabe der Musik. Wie aut sie sie gelöst hat, zeigt die Vollständigkeit der drei genannten Werke, deren klangliche Farbenpracht immer wieder erfreut und entzückt, obwohl wir heutige Realisten anderes zu denken haben, als nach der blauen Blume zu suchen. Es ist faszinierend, daß die romantischen Literaten und ihre Werke zum größten Teil geboren wurden, nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Herzen aller derer, denen es möglich war, das Theater zu besuchen. „Hoffmanns Erzählungen“ ist das unpopulärste der drei Werke. Das hat verschiedene Ursachen. Es ist am wenigsten aufgeführt worden, vielleicht weil ein in der Romantik wurzelnder Aberration verbanderte, daß eine Oper gebietet wurde, bei deren Uraufführung (1881) in Wien das Ringtheater abbrannte. Vielleicht ließen die Gründe aber auch tiefer. Der Komponist Offenbach, dessen künstlerische Stärke in der Truppe (Spottnachbildung) lag, konnte mit keinem oft heisenden Blick immer nur Verständnis und Anerkennung bei einem kleinen Kreis Kunstverständiger finden. Der Kölner Jacques Offenbach verbrachte sein Leben in Paris, wo es leichter für ihn war als in Deutschland, einen für seine geistreichen Trivialisitäten aufnahmefähigen Reizausboden zu schaffen. Offenbach benutzte seine Stoffe, um auf satirische Weise die politischen Zustände des dritten Kaiserreichs zu geißeln. Das er aber auch andere Vorwürfe gerecht werden konnte, zeigt eins seiner letzten Werke, eben „Hoffmanns Erzählungen“.

Der Inhalt der Oper ist nicht leicht zu verstehen. Offenbachs französischer Librettist hat einige von E. Th. Hoffmanns bekanntesten Erzählungen dramatisiert und den Dichter selbst in unglückliche Liebesbeziehungen zu drei Frauengestalten gebracht. Jede dieser Geschichten bildet eine Oper für sich. Aber sie werden so geschickt durch die Erzählung des Dichters in berühmten Berliner Weinfelder „Lutter und Wegener“ beim Punschgeloge seinen Freunden am besten gegeben, daß sie vom Anfang bis zum Schluß festeln. Offenbach hat in diese Erzählungen den ganzen Reiz des Genies gelegt. Gleich im Vorspiel charakterisiert er seinen Helden, indem er durch eine Don Juan-Melodie an Hoffmanns Verführung für Wasser erinnert. Die Studentenchöre sind von scharf gemischter Rhythmit, die Solopartien der einzelnen Hauptfiguren von lärmend, oft leidenschaftlichem Wohlklang. Nur an wenigen Stellen wird das große Orchester beansprucht, die ganze übrige Partitur läßt den fein zeichnenden Melodiker erkennen. Die Instrumentierung erinnert an den Pointillismus, in der Malerei, so fein ist jede einzelne Farbe im Orchesterkolorit festgehalten. Oft werden die Instrumente solistisch verwendet. Gleich dem Freischützkomponisten Karl Maria von Weber bevorzugt auch Offenbach die Söhner.

Die Aufführung stand unter einem günstigen Stern. Offenbach verlangt weiche, leicht bewegliche Stimmen, die den bel canto zu meistern verstehen. Wir besaßen hier die drei Frauentollen mit einer Kraft. Elise Blank gab den Gestalten der Stella, Olympia, Giulietta und Antonia eine reizvolle Verkörperung. Die Künstlerin hat sich in das schwierige Gebiet der Koloratur vorzüglich eingearbeitet. Die Virtuosität, mit der sie den Knippenreihen Part der Olympia-Rolle bewältigte, trug ihr auf offener Bühne wohnter-dienten Beifall ein. Ihr liebenswürdiges und gewandtes Spiel, in allen drei Rollen, sicherte ihr die herzlichste Anteilnahme und Begeisterung der zahlreichen Zuhörer. Auch Wilhelm Kerner als E. Th. Hoffmann war stimmlich gut disponiert, sein Spiel gewinnt an Differenziertheit und Anpassungsvermögen. Er verleiht seinem Dichter persönliche Züge, die ihn über die gewöhnliche Schablone hinausheben. Die dämonischen Gestalten, die die Handlung der Oper vorwärts treiben, sind personifiziert in den vier Rollen des Stadtrats Lindorf, des Coppelius, des Dapertutto und des Doktor Mirafel. Ihnen mußte Carljen Derner ein charakteristisches gespensterhaftes Relief zu verleihen. Stimmlich scheint sich der Künstler von seiner Indisposition noch nicht ganz erholt zu haben. Dem schwerflüchtigen Organ Elfriede Ho-

berkorns ist die leicht bewegliche Partie des Nikolaus nicht günstig. Die ausgezeichneten Qualitäten, die die Künstlerin sonst in anderen Rollen zeigt, können hier nicht zur Geltung kommen. Da ihr Stimmvolumen für die Höhe nicht ausreicht und der Stimme die Klangkraft mangelt. Das große Spielertalent und Einfühlungsvermögen Robert Kiefers trat in seinen vier Domestikenrollen angenehm in Erscheinung. Ihm war zu verdanken, daß die etwas ermüdende Arie der Olympia durch seinen liebenswürdigen, un-angedränglichen Humor verflüchtigt wurde. Unter den kleineren Rollen, die bei Karlheinz Käfer und Viktor Sospach in besten Händen lagen, sei besonders Ellen Winter genannt, die mit ihrem voll-ständigen Sopran die Biederarie vollendet wiedergab. Dem Chor fällt in Hoffmanns Erzählungen eine bedeutende Aufgabe zu. Von

dem reichen Beifall, den jeder Mitschlag auslöste, darf er einen erklecklichen Teil für sich beanspruchen. Die Inszenierung und Regie dieser Oper hat von jeher besonders Reich, Intendant Waga, der selbst dafür geteilt hat, das Werk auf durchgearbeitet. Bei den Bühnenbildern trauten sich die alten Karlsruher über die Benefiz-Delegation unseres früheren Theatermalers Wofsi, die durch ihre feine Detailbehandlung die Funktion und Stimmung der Musik wirkungsvoll steigerte. Generalmusikdirektor Krüger, der das Werk leitete, hat leider die plastischen Stellen zu stark hervorgehoben. Die massive Auslegung erdrückte oft den feinen Geist, den diese tödliche Partitur in sich birgt. Der Pariser Offenbach ist kein Wiener Strauß, es steckt mehr Geist in ihm als Gefühl. St.

## Gewinn des Lebens

Alles, was er früher nie beachtet hatte, sah Alf plötzlich wie ent-schleiert, freundlich angetan, in einer wunderbaren Deutlichkeit. Er endete Sätze, freier und lebendiger, wo er es nie getan hatte. Und eine große Zurechtweisung kam über ihn; ein Ge-fühl, daß ihm nichts mehr geschehen könne, was ihn nochmals aus dem Gleichgewicht und in die furchtbaren Bezirke der Selbstmord-gedanken bringen würde.

„Woher kommen Sie?“ fragte der Bauer. „Aus dem Zuchtshaus“, entgegnete Alf fest und ohne Umhweifen. „Sie sind meine Parole.“

„Arbeitslos von Beruf. Wegen Meinungs? Ist das eine böse Ge-schichte gewesen, wie?“

„Ja, es war schlimm.“

„So etwas kann man hineinkommen, man weiß nicht, wie es ausgeht, geht?“

„Es ist so. Aber erlassen Sie mir das. Versuchen Sie es mit mir.“

Alf arbeitete fleißig mit den Knechten und Mägden. Er war stark und stark und gewöhnte sich bald an die Landwirtschaft.

Die Tochter des Bauern verliebte sich in ihn. Aber der Guts-inspektor wollte das reiche und hübsche Mädchen haben. Er wandte alle Mittel an, um sich die schon halb geistreiche Braut nicht ent-gehen zu lassen.

Eines Tages mußten es alle Knechte und Mägde, daß ein Zucht-shäuser unter ihnen sei. Da wollten sie nicht mehr mit Alf zu-sammenarbeiten und gingen in weiten Bogen um ihn herum.

Als Alf das merkte, verließ er Flug und Feld und ging ins Haus auf seine Kammer. Er zog seinen Zirkus wieder an und verabschiedete sich vom Bauern und seiner Tochter.

Der Bauer sah ihn teilnahmsvoll und mit erstem Interesse an, ließ ihn aber gehen. Die Tochter aber sah ihn noch und zurückhaltend die Hand. Eben auflodernde Liebe war erloschen; das Grauen vor der Vergangenheit des Mannes trieb den Wagnis auf, über den hinweg das Mädchen seinen Schritt zu ihm machen konnte.

Alf schritt an dem Gefildehaus vorbei. Da trat hinter einer Hecke die Magd Boni hervor. Sie hatte nervöse Augen und war ganz verärgert. In den Händen hielt sie ein Bündchen, das mit einem bunten Tuch verpackt war. Das reichte sie ihm.

„Da, nimm etwas von mir auf Wanderschaft“, sagte sie nur. Sie war jetzt ganz ruhig und sah ihn beinahe prüfend an. Eine Weile standen sie einander wortlos gegenüber. Dann lächelte er, strich sich ein paar Mal mit der Hand übers Haar und ging weiter.

„So älter Alf wurde, desto mehr empfand er dieses kleine Erlebnis als eines der wichtigsten und heiligsten in seinem Dasein. Die kleine Magd, die er nie geachtet hatte, wurde ihm eine Traum-gestalt, um die seine Sehnsucht freiste.“

Die furchtbaren Ereignisse seiner Vergangenheit hatten ihn für das Leben geeicht und brauchbar gemacht. Er lächelte scharf und klar und immer auf der Lauer, denn der Gefährten am Wege sind viele.

Aber das kleine Erlebnis mit der Magd hatte ihn etwas gelehrt. Was entscheidend für seine Zukunft war. Er erkannte, daß der Lebenskampf ein Spiel ist, wenn ein anderer einen nur verteidigend die Hand gibt. Dann werden ungeheure Energien frei gemacht, Energien des Lebens und der Liebe.

Mit solchen Kräften neu geladen, trat Alf nach dem Abschied vom Bauernhof in das brandende Leben der Großstadt hinaus. Das Glück war mit ihm, die Macht fiel ihm zu und der Erfolg. Er wurde wieder ein wohlhabender, angelegener Mann.

Es gelang ihm, Teilhaber eines reichen Tiefbauunternehmens zu werden und folgte mit hervorquellenden Augen den Versuchungen des armen Tieres, zu entschließen. Er freute sich sichtlich, die Laube flügel-schlagend auf dem Boden, sich vergeblich auf den zerbrochenen Beinen aufrichten zu sehen, und wenn dann der Jagdhund herbeisprang und die Agonie der Laube zwischen den Zähnen des Hundes endigte, sank der Marquis mit fixen Augen zurück.

„Gloria wird eine schwere Arbeit haben, diesen Mann zu zäh-men!“ dachte ich, diesen mondänen Paß den Rücken kehrend.

„Ich brauche nicht erst zu erwähnen, daß ich in demselben Hotel abgestiegen war, in dem sich auch Gloria und der Elergyman ein-legiert hatten. Mein Zimmer stieß an den kleinen Salon, den Glo-ria inne hatte. Der Elergyman, der sich Fullerton nannte, hatte mir anvertraut, daß er eine Tapetentür entdeckt hatte, die aus dem Toilettenkabinett Gloria's in mein Zimmer führte und daß ich mich bei etwaigen Beobachtungen in einem Kleiderschrank verbergen könnte, durch den ich den Salon im Auge behalten würde.“

In diesem Zuge zerbrach ich mir vergeblich den Kopf, wie ich mich in die Villa „Fleur de l'au“ einschleichen könnte, die mitten im Baumgarten versteckt lag und in der die Zusammenkünfte zwischen Stephan Pflon und dem Marquis J. stattfanden. Ich hatte über diese Absicht gegenüber Fullerton nichts erwähnt, aber wie er-staunte ich, als ich gegen zwei Uhr nachmittags einen Elektrotaxi-ner sah, der in der charakteristischen blauen Arbeiterbluse der fran-zösischen Mechaniker paradierte, einen blechernen Werkzeugkasten umgehängt. Erst als er an der kleinen Tür, die für die Lieferanten und für die Dienerschaft bestimmt war, die Klingel zog und mich dabei dummstarr anstarrte, erkannte ich Fullerton! Ah, dieser Junge war geschickter, als ich geahnt hatte!

Am Abend erstattete er mir Bericht:

„Ich habe schon vorgestern ein Mikrophon in den Kamin des Salons praktiziert und habe heute im Badzimmer des zweiten Stockwerkes, dessen Heizvorrichtung ich unterfuchte, einen Teil der Verhandlung angehört. Leider hörte mich dabei eine Jofe, die an mir Gefallen zu finden schien. Uebrigens habe ich aus dem Ge-spräch nicht viel entnehmen, es war meiner Ansicht nach ein sinn-loses Geschwätz! Denken Sie sich, Kollega, man sprach über die Aufstellung von Dörrer-Lampfen! Kann man sich etwas Sinn-loseres denken? Ich verstehe nicht viel von Politik, aber Frankreich und Italien hätten doch über geistreichere Dinge zu debattieren.“

„Ich prüfte die Ohren: „So, so...“ Italien will sich ver-großern?“

werden. Um die Geschäftsverbindung zu festigen, bot ihm der Unternehmer schließlich seine Tochter an.

Alf machte Anstalten und zog sich zurück. In diesen Tagen ver-ließ ihn plötzlich auch wieder sein selbstbewußter Arbeitswille. Er wurde nachlässig und von Abhängen gegen das bloße Geldverdienen er-lücht. Als er die Beforscht seines Teilnehmers wahrnahm, schloß er Krankheit vor und trennte sich von ihm.

Sein großes Vermögen legte er auf die Bank; dann begab er sich auf Reisen. Lange hielt er sich in Ungarn, in Konstantinopel und auf dem Balkan auf. Überall lebte er elegant und großzügig, als Mann von Welt. Überall öffneten sich die Tore zu den Freun-den der Welt weit vor ihm; alle Herrlichkeiten der Erde lagen ihm zu Füßen. Tief empfand er die Wonne des Daseins.

Eines Tages kaufte er sich eine Schiffslinie nach Ägypten. Über im letzten Augenblick änderte er seinen Reiseplan, und er fuhr nach Deutschland zurück.

Aus dem Orientexpress ging es in den D-Zug nach Süddeutsch-land, von dort in einen Personenzug, schließlich in den putzigen Wagen eines Nebenbahnes und dann mußte Alf noch zwei Stunden lauten, bevor er zu dem Hof kam, wo er vor zwölf Jah-ren einmal gearbeitet hatte.

Die Tochter des Bauern hatte inzwischen den Inspektor geheiratet. Der Bauer erkannte Alf wieder und sprach lange mit ihm. „Was ist mit Ihrer Magd Boni?“ fragte Alf.

„Der Inspektor im Dorf hat sie genommen, nachdem sie ein Kind von ihm hatte.“

„So!“ lachte Alf hoch. Er war enttäuscht und traurig. „Nun, dann will ich wieder gehen.“

Er stand mühsam auf. Es war ihm, als sei er plötzlich ein alter Mann geworden.

Stillos strich er ein wenig in der Gegend umher. Und die Bilanz seines Lebens? dachte er. Wieder nichts. Nun habe ich alles gehabt und alles genossen. Und besitze doch nichts. Keine Hand, die sich liebend in meine legt. — Er kam an einen See und setzte sich, schwer atübelnd, an dessen Ufer. Es war Abend und dunkel geworden.

Da hörte er Stimmen. Sie klangen immer näher. Ein Mann und eine Frau blieben hinter dem Gebüsch stehen, bei dem er saß.

„Also, ich sage es dir zum letzten Mal, Anna, wenn du es nicht tust, verlässe ich dich und du wirst nie wieder etwas von mir hören“, vernahm Alf die männliche Stimme. — Und ich sage dir zum letzten Mal, ich tus nicht. — Über gebe ich sofort ins Wasser“, war die Antwort.

„Hoh und häßlich wurde das Betragen des Mannes. „Ich will kein Geld von dir und dich auch nicht mehr“, rief das Mädchen schließlich in Raal und Redemannis. „Ich werde das Kind auch ohne dich durchbringen.“

Der Mann grübelte in häßliche Wut und sein furchtbarer Haß ent-lud sich. „Zieh dich hier! Aus Wasser mit dir!“ schrie er schäumend vor Zorn. Er schloß das Mädchen und würgte es.

Da trat Alf hervor. Der Burste strahlte ihm einen Augenblick lang entgegen an; dann griff er nach seiner Wüste am Boden und ließ davon. — Erschüttert und zitternd lehnte sich das Mädchen an Alf's Brust und weinte. Alf redete ihm gut und beruhigend zu. Dann führte er es heim. — Unterwegs lachte er zu Anna: „Sie brauchen sich gar keine Sorgen zu machen und können mit frohem Sinn an Ihr Kindchen denken. Ich werde für alles sorgen.“

Anna aber wollte nicht mehr heim zu ihren Eltern. „Dann werde ich mit Ihren Eltern sprechen und Sie inwischen in einem Badeort unterbringen.“

Sie legte dankbar die Hand auf die seine und schmeckte sich schubbedürftig an ihm. Wie sie dahinschritten, haben sie aus wie ein liebendes Paar.

„Man muß sich das Leben und die Liebe verdienen“, dachte Alf und lächelte sich selber und glücklich. Von Erich Kunter.

## Die Abenteuer eines Weltspions

Nachdruck verboten! Aus den Papieren eines hohen Aristokraten ausgewählt von Rogers Snowden

Tagblattbibliothek, Steyermühlverlag, Wien I, Wollzeile 20

„Oh... keinen guten! Seine Augen gefallen mir nicht, und er hat mich nicht ein einzigesmal so angesehen, wie wir Frauen es lieben... Ich glaube, er machte sich nichts aus mir!“

„Und trotzdem ein Stelldichein?“

„Ja, das wundert mich auch! Sie können ihn übrigens heimlich beobachten, er ist jetzt beim Laubenschießen.“

Ich verabschiedete mich von dem Paar und schlenderte langsam zu einer zweiten Parkterrasse, am Ende des weiten Geländes. Ein gedämpftes Knallen, das herübererschallte, hätte mich im ersten Augenblick bald zur Umkehr bewogen. Ich kenne keinen andern Sport, der mir so widerlich ist als das Laubenschießen, denn es ist kein Sport, sondern birgt unter dem Vorwand, sich als guter Schütze zu zeigen, den Durst nach Blut, die Lust, sich an den Qualen un-schuldiger Tiere zu weiden.

Die Terrasse wies das eleganteste Publikum auf. Ich mußte lange suchen, ehe ich den Marquis erblickte, den ich schon seit län-geren Jahren vom Ehen kannte, von Petersburg her, wo er einige Jahre Attache war.

Endlich hatte ich ihn entdeckt. Er war noch immer der große, elegante Aristokrat, als den ich ihn kannte, nur das hochmütige Ge-sicht schien etwas gelber und falgiger zu sein. Der Marquis sah etwas abseits, aber in der vordersten Reihe, und sah mit größter Aufmerksamkeit dem Schützen zu. Seine Augen blinzelten scharf, der Hals war angepannt, die Nasenflügel bebten leise.

Ich hatte mich in seiner Nähe niedergelassen und schien mich ebenfalls an diesem Sport zu interessieren, wobei ich aber unauf-fällig den Marquis im Auge behielt.

Auf seinem Gesicht lag eine ungesunde, kampfige Freude, be-sonders wenn ein ungeschickter Schütze die Laube nur verwundet hatte. Der Marquis richtete sich dann halb in seinem Stuhl auf

„Das glaube ich... die Alpenländer und dazu Dalmatien, weil Italien in der Adria sein eigener Herr sein muß!... Unfinn, nicht wahr?“

„Uebrigens findet die Schlusskonferenz morgen statt, mit Aus-tausch des Protokolls“, schloß Fullerton. „Aber ich habe keinen Vorwand mehr, um in die Villa einzudringen... Was tun? Hoff-entlich ist Gloria glücklicher als wir.“

Gloria ließ sich an diesen Worten nicht bliden. Erst gegen Mit-ternacht kam sie nach Hause. Ich hatte mich in das Toilettenkabinett geschlichen, wo sie mir flüsternd anvertraute:

„Ich habe mit dem Marquis dinirt... er behandelte mich wie ein Papa, der unhöfliche Mensch. Morgens gegen sechs Uhr kommt er zu mir... er will bereits übermorgen nach Genf fah-ren und dann mit der Simplonbahn nach Italien... Die Papiere trägt er bei sich in seinem Smoking, aber die innere Brusttasche ist nicht so leicht zu öffnen, eine Menge von Druckknöpfen und Schnal-len.“

„Das macht nichts... ich werde mir Chloroform besorgen, das mit Sie ihn einschläfert.“

„Gut... aber er verlangte eine so komische Sache von mir. Ich war im ersten Augenblick ganz starr. Indes hat er mir tausend Lire geschenkt und hat mir weitere zweitausend Lire für morgen versprochen... denken Sie sich... er wird einen lebendigen weißen Hahn mitbringen, wird mir einen Dold geben, ich muß ein sehr defolliertes weißes Kleid anziehen, die Arme nackt, die Haare ausgeföhnt, und muß den Hahn langsam töten...“ schreulich.

„Geh auf... dann werden wir das Chloroform vielleicht gar nicht brauchen!... Machen Sie Ihre Sache gut... ich werde in der Nähe sein...“

Wie soll ich die Szene beschreiben, die sich am nächsten Abend in dem kosteten kleinen Salon Gloria's abspielte? Heute muß ich darüber lachen, und Gloria wird es mir verübeln, denn es wurde ihr da übel mitgegeben!

Von meinem Versteck aus konnte ich den Raum überblicken. Der Marquis hatte sich pflichtlich eingestellt, einen großen, in Papier ge-schloßten Gegenstand tragend. Als die Calentur verschlossen wurde, schlug er das Papier zurück, und ich sah in einem Kerbe einen prächtigen weißen Hahn mit gestraubtem Gefieder, aufgerichtetem Kamm und zornig blinkenden Augen.

(Fortsetzung folgt.)